

Die Rollen der Christophine Reinwald

Wäre sie nicht Schillers Schwester gewesen, so wäre sie allein schon als Freundin der berühmtesten Malerin, die das Herzogtum Württemberg hervorgebracht hat, interessant. Das Porträt, das Ludovike Simanowiz von ihr geschaffen hat, gehört zu den schönsten Frauenbildnissen des schwäbischen Klassizismus.

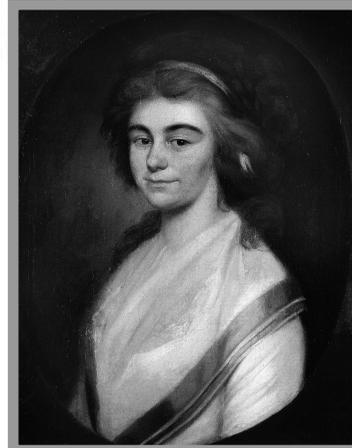
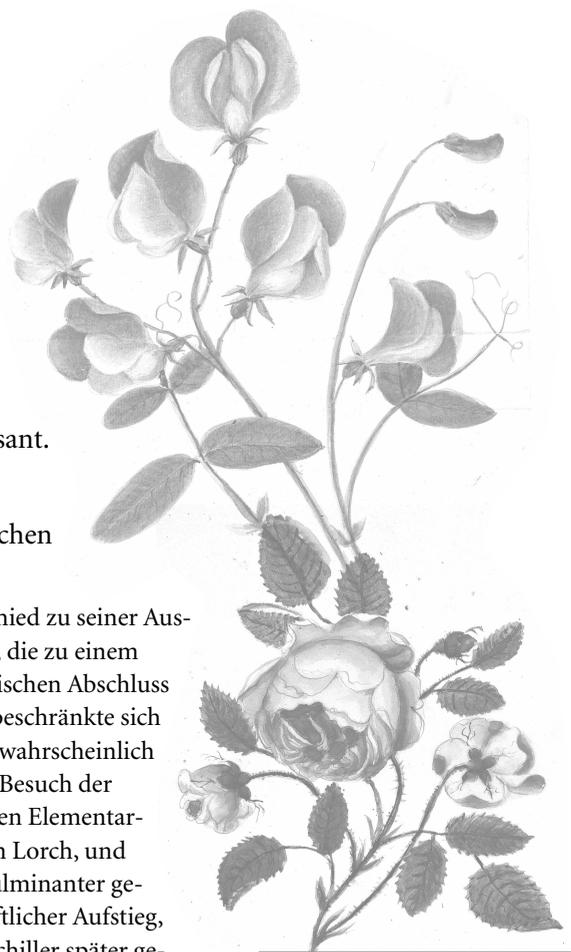
Von Michael Davidis
Es zeigt Christophine Reinwald (1757–1847) vermutlich 1789, nach ihrer Heirat und Übersiedlung nach Meiningen, während des ersten Besuchs in der Heimat. Sicher handelt es sich nicht um ein Auftragswerk – dafür hätte die Familie weder die Mittel noch das Standesbewusstsein gehabt –, sondern um einen Akt der Verbundenheit mit einer Jugendfreundin und deren Eltern, die das Gemälde als Objekt steter Erinnerung an die ferne Tochter aufbewahrten. Eine Urenkelin von Schillers Schwester Luise vererbte es dem Schiller-Nationalmuseum, wo es – neben der 1794 im Auftrag des Dichters gemalten „Familiengalerie“ (Schiller selbst, seine Frau und seine Eltern) – zum Kern der bedeutenden Marbacher Simanowiz-Sammlung gehört.

Ausdruck und Haltung der – nach Kleidung und Haartracht zu urteilen – recht modebewussten jungen Frau lassen auf Herzenswärme und Natürlichkeit, auf körperliche und seelische Stabilität schließen, Eigenschaften, die sich Christophine bis in die letzten Lebensjahre bewahrt hat und die ihr auch über die Ehe mit einem misanthropischen und hypochondrischen, zwanzig Jahre älteren Mann hinweggeholfen haben. Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, der 1783 Schillers wichtigster Gesprächspartner im Bauerbacher Exil gewesen war, konnte dessen Schwester erst nach längerer Bedenkzeit zur Heirat bewegen. Als schlecht besoldeter Kanzlist und Bibliothekar des Herzogs von Meiningen war er über viele Jahre kaum imstande, ihr einen angemessenen Lebensstandard zu bieten. Erst als sie nach dem Tod ihrer Mutter eine kleine Summe Geldes erbt und Reinwald endlich den Hofratstitel und ein höheres Gehalt erhielt, besserten sich die finanziellen Verhältnisse des kinderlosen Paares. Schillers Angebot, den ungeliebten Gatten zu verlassen und zu ihm nach Weimar zu ziehen, hat Christophine ausgeschlagen.

Das Verhältnis zum zwei Jahre jüngeren Bruder wirkt, von wenigen kurzfristigen Trübungen abgesehen, bemerkenswert vertrauensvoll und entspannt, zumindest wenn man es mit anderen, problematischeren Geschwisterbeziehungen der Zeit vergleicht, etwa der zwischen Johann Wolfgang und Cornelia Goethe oder zwischen Wolfgang Amadé und Anna Maria Mozart. Doch hat sich auch Christophine Schiller, wie es dem Frauenbild ihrer Generation und Schicht entsprach, zeit lebens dem Bruder untergeordnet. Ihr mangelndes Selbstwertgefühl in diesem Punkt hatte sehr konkrete Ursachen: Im

Unterschied zu seiner Ausbildung, die zu einem akademischen Abschluss führte, beschränkte sich die ihre wahrscheinlich auf den Besuch der dörflichen Elementarschule in Lorch, und ein so fulminanter gesellschaftlicher Aufstieg, wie er Schiller später gelang, war ihr nicht vergönnt. Das Verhältnis zur adligen Schwägerin blieb, auch nach mehreren gegenseitigen Besuchen, eher kühl. Erst nach dem Tod des Dichters fiel ein Abglanz seines Ruhmes auf die Schwester, was diese, bei aller Bescheidenheit, ebenso genoss wie ihre Rolle als Zeugin und Chronistin seiner frühen Jahre.

Christophines Aufzeichnungen verraten in ihrer harmonisierenden Tendenz nur andeutungsweise, wie schwierig ihre Kindheit gewesen sein muss: zunächst als erstes Kind einer allein erziehenden Mutter in der Wohnung der verarmten Großeltern in Marbach, dann als Schwester eines hochbegabten und von Anfang an dominanten Bruders, schließlich – nach der Rückkehr des Vaters aus dem Siebenjährigen Krieg – als Hilfe der Mutter im Haushalt und bei der Erziehung der jüngeren Schwestern. Nach Schillers Flucht aus dem Machtbereich des Herzogs Carl Eugen im September 1782 kam ihre große Stunde: Sie wurde zur Vermittlerin zwischen ihm und dem Familienpatriarchen, der als Leiter der herzoglichen Baumschulen auf der Solitude von der Gunst desselben Fürsten abhing, aus dessen Diensten der Sohn desertiert war. In diesem Konflikt hat Christophine, die den Entschluss des Bruders billigte, großes diplomatisches Geschick bewiesen. Die Briefe, die Schiller und seine „theuerste Schwester“ wechselten, zeigen zwei völlig verschiedene Charaktere: den zielbewussten und – bei allem Taktieren – rücksichtslosen Verfechter seiner Interessen und die mitfühlende, auf Ausgleich bedachte Hüterin des Familienfriedens.



Tochter – Schwester – Gattin – Witwe – Freundin – Zeichnerin – Zeitzeugin

Dass Schillers Flucht unter anderem zur Bekanntschaft mit ihrem späteren Mann führen würde, konnte Christophine damals nicht ahnen. Doch fühlte sie sich im elterlichen Haushalt auf der Solitude, weitab vom gesellschaftlichen Leben der Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg, zunehmend einsam und sehnte sich nach einem Orts- und Klimawechsel. Nach wie vor zehrte sie von den Eindrücken, die sie am früheren Wohnsitz der Familie, in Ludwigsburg, empfangen hatte. Auch die Lebensfreundschaft mit Ludovike Reichenbach hatte dort ihren Anfang genommen. Die Biografien der beiden Frauen weisen deutliche Kontraste auf. Ludovike konnte sich, protegiert von ihrem Onkel, einem angesehenen Arzt, zur Malerin ausbilden lassen und führte, gemessen an den Normen ihrer Umgebung, ein erstaunlich emanzipiertes Leben, das Christophine als alternatives Modell vor Augen stand: Sie setzte die Heirat mit ihrem langjährigen Geliebten, dem Offizier Franz Simanowiz, durch, verband Ehe und künstlerischen Beruf und reiste zweimal zur Fortbildung allein nach Paris. Ihre Briefe aus der französischen Metropole demonstrierten Christophine eine gewisse Weltläufigkeit, zu deren Entwicklung ihr selber die Voraussetzungen fehlten.

Der Freundschaft mit Ludovike verdankte Christophine Reinwald vermutlich auch die ersten Anregungen zum Zeichnen und Aquarellieren, Tätigkeiten, die sie ihr Leben lang mit Begeisterung ausübte, ohne allerdings die Professionalität ihres Vorbilds auch nur annähernd zu erreichen. Ihre Arbeiten – vorwiegend Stillleben und Porträts sowie Kopien aus Kupferstichwerken der Meininger Bibliothek – übertreffen die damals üblichen Ergebnisse weiblicher Freizeitbeschäftigung nur unwesentlich; doch stärkte die bildnerische Tätigkeit ihr Selbstbewusstsein. Sie bot ihr Gelegenheit zu kleinen Fluchten aus dem häuslichen Alltag und verschaffte ihr, durch den Kunstunterricht, den sie jahrelang in ihrer Meininger Wohnung erteilte, sogar eine zusätzliche Einnahmequelle. Mit besonderer Hingabe pflegte Christophine auch die beiden Obst- und Gemüsegärten, die sie am Rande der Stadt gepachtet hatte – darin ganz die Tochter des Baumexperten und Frischluftfanatikers Johann Caspar Schiller, der ihr mitunter Obstbäumchen von der Solitude zukommen ließ. Deren erste Früchte hat sie aus Pietät in kleinen Aquarellen dokumentiert.

In ihr Heimatland ist Christophine nach 1789 nur noch zweimal für längere Zeit zurückgekehrt. Der erste Aufenthalt, während des Krieges zwischen Frankreich und Österreich 1796, fiel in eine nicht nur politische, sondern auch familiäre Umbruchsphase: Den Beweggrund für die Reise auf die Solitude bildeten bedrohliche Krankheiten der beiden Schwestern und des Vaters, bei deren Pflege Christophine ihre betagte Mutter unterstützen sollte. Als sie ankam, war die jüngste Schwester Caroline Christiane bereits tot; nach monatelanger Bettlägerigkeit starb auch der Vater. Kurz zuvor war es noch zu Übergriffen marodierender französischer Soldaten gekommen, bei denen die Schillersche Wohnung geplündert wurde. Die Rückfahrt konnte Christophine zum Leidwesen ihres

ungeduldigen Ehemannes erst antreten, als die infolge von Truppenbewegungen zeitweise unpassierbaren Postwege wieder einigermaßen sicher waren. In diesem Krisenjahr hat sie die Folgen der weltgeschichtlichen Umwälzungen ihrer Epoche hautnah zu spüren bekommen. Auch das Ende der napoleonischen Ära war zeitlich mit einem Einschnitt in ihrem Privatleben verbunden: Im Juni 1815 wurde die Schlussakte des Wiener Kongresses unterzeichnet, im August starb Wilhelm Reinwald.

Christophine machte daraufhin den Versuch, wieder in Württemberg Fuß zu fassen. Sie fuhr zunächst zu ihrer Schwester Luise Franckh, der Frau des Stadtpfarrers von Möckmühl. Doch scheint die geistige Enge des Franckhschen Hauswesens ihrer mühsam errungenen Unabhängigkeit widersprochen zu haben. So zog sie schon bald in ihren Geburtsort Marbach und später nach Cannstatt und Stuttgart. Von dort aus unternahm sie 1822 mit einer wohlhabenden Meininger Bekannten, Luise Heim, eine Reise in die Schweiz. Die daraus erwachsene Freundschaft führte zur Rückkehr der Hofratswitwe nach Meiningen, wo sie – als Schwester des postum zum Nationaldichter avancierten Schiller verehrt und von ihren Neffen und Nichten geliebt – in körperlicher und geistiger Frische das hohe Alter von fast neunzig Jahren erreichte. Bis zuletzt war sie eine gesuchte Gesprächspartnerin von Angehörigen aller Gesellschaftsschichten, führte eine rege Korrespondenz und frönte ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Aquarellmalerei. In ihren erfrischenden, ganz ungekünstelten Briefen und zahlreichen hübschen Blumenbildern, die heute größtenteils in Marbach und in Weimar aufbewahrt werden, tritt uns eine sympathische und originelle Frau entgegen – eine durchaus eigenständige Persönlichkeit, die nicht nur als Schillers Schwester unsere Aufmerksamkeit verdient. //

Zum Weiterlesen:

Edda Ziegler, „**Theuerste Schwester**“ – **Christophine Reinwald, geb. Schiller**. Marbacher Magazin 118. 2007. 68 Seiten, 11 Abb., 9 Euro

Die Ausstellung gleichen Titels wird an Christophine Reinwalds 250. Geburtstag, dem 4. September 2007, um 18 Uhr in Schillers Geburtshaus in Marbach, Niklastorstraße 31, eröffnet. Am gegenüberliegenden Haus, in dem Christophine geboren ist, wird aus diesem Anlass eine Gedenktafel enthüllt.

Michael Davidis, Jahrgang 1947, leitet seit 1988 die Kunstsammlungen des Deutschen Literaturarchivs Marbach, die auch den größten erhaltenen Bestand von Zeichnungen und Aquarellen Christophine Reinwalds beherbergen.

Der Verfasser bittet um Nachsicht dafür, dass er seine Protagonistinnen, Reinwald und Simanowiz, zuweilen nur mit ihren Vornamen bezeichnet. Nach fast zwanzig Jahren Zuständigkeit für ihre künstlerischen Arbeiten steht er mit beiden auf so vertrautem Fuß, dass sie ihm diese kleine Unkorrektheit wohl nicht übelnehmen würden.